

Das Pfennig-Magazin

der
Gesellschaft zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse.

20.]

Erscheint jeden Sonnabend.

[September 14, 1855.]

Haushaltung der Lappländer.



Die Lappländer, oder wie sie sich selbst lieber nennen, Same, — denn das Wort Lappländer gilt für ein Schimpfwort, — bewohnen die nördlichsten Gegenden Europa's, und theilen sich in Fischer-Lappen und Rennthier- oder Berg-Lappen. Die Nachrichten, welche uns die Reisenden von ihnen geben, sind eben nicht geeignet, eine hohe Meinung von der Schönheit derselben zu erwecken: der Lappländer ist in hohem Grade schmutzig, dunkelbraun, hat einen breiten Mund, sehr hohle Wangen und stark hervorstehende Backenknochen, ein ziemlich langes, spitzes Kinn und kleine, stets in Feuchtigkeit schwimmende Augen. Der Hüttenrauch und der blendende Schnee wirken auf seine Augen oft so verderblich, daß er häufig mehrere Tage an einer gänzlichen Erblindung leidet. Seiner Gestalt nach ist er klein, kaum 4 bis 4½ Fuß hoch, aber kräftig, gewandt und zur Ertragung von Mühseligkeiten und Anstrengung geschickt. Kaum hat das Kind das sechste Jahr erreicht, so wird es zu mancherlei Leibesübungen angehalten. Und in der That muß man erstaunen, wenn man sieht, mit welcher Stärke, Sicherheit und Gewandtheit der Lappe in seinen breiten Schneeschuhen über den Schnee dahin eilt, wenn er

namentlich mit derselben Eile steile Berge hinabgleitet, daß der Wind ihm um die Ohren pfeift und die Haare rückwärts flattern. So wenig Einladendes Lappland für uns hat, so hält doch der Lappe seine Heimath für das wahre Paradies, und fühlt sich bei seinen beschränkten Begriffen und den wenigen Bedürfnissen so glücklich, daß er es sehr schmerzlich empfinden würde, wenn man ihn in eine nach unsern Begriffen bessere Lage versetzen wollte. Die Kunstfertigkeiten der Lappländer erstrecken sich nicht über die Fertigung und Bereitung der gewöhnlichsten Lebensbedürfnisse; doch sollen die Frauen den Männern im Schnitzen hölzerner Geräthschaften überlegen seyn. Die Lappländer gerben die Häute der Rennthiere, verfertigen aus den Sehnen derselben Zwirn, weben Decken, stricken Handschuhe, machen hölzerne Geräthschaften, namentlich Kähne und sehr zweckmäßige Schlitten, und die ihnen nothwendigen Kleidungsstücke. Ihre Waffen waren früher nur Pfeile und Bogen, jetzt haben sie auch Flinten und Büchsen. — In sittlicher und religiöser Hinsicht stehen sie noch sehr tief. Höchst gleichgültig gegen Alles, was nicht Befriedigung irgend eines nächsten leiblichen Bedürfnisses abweckt, haben sie auch dem Chri-

stenthume, das einige eifrige Missionare ihnen verkündigten, wenig Eingang gestattet. Zwar ließen sich Mehrere taufen, hörten auch den Missionaren aufmerksam zu, so lange sie hoffen konnten, Brandwein zu erhalten; als sie sich aber in dieser Hoffnung getäuscht sahen, verehrten sie nach wie vor ihre Götzenbilder. Brandwein ist auch hier das Gift, welches jede bessere Kraft verzehrt, und der Lappländer ist dem Trunke so ergeben, daß er in der Regel das aus dem Handel mit Rennthierfellen gewonnene Geld vor dem Laden des Kaufmanns vertrinkt, und sich glücklich fühlt, wenn er sich bis zum Taumeln überladen hat. Nicht selten vertrinkt er sein ganzes Besitztum. Für Brandwein ist der Lappe zu Allem erbötig. Indes fehlt es ihnen auch nicht an manchen Tugenden: Diebstahl kennt man fast nicht; Riegel und Schlösser zur Bewahrung des Eigenthums sind nicht nöthig; Bettler giebt es nicht, und für solche, die durch Zufall verarmt sind, oder wegen Alterschwäche sich ihren Unterhalt nicht erwerben können, wird reichlich gesorgt.

Sch glaube, nichts Zweckmäßigeres und meinen Lesern Willkommeneres thun zu können, als wenn ich ihnen bei der weitern Beschreibung der Lappländer eine möglichst genaue Erklärung des voranstehenden Bildes gebe, welches uns recht eigentlich in das häusliche Leben der Lappländer einführt, indem es einen Hauptmoment ihrer täglichen Beschäftigung darstellt.

Eine wahre Lapplandgegend! Im Hintergrunde Berge mit Schnee bedeckt, an deren Abhängen kaum einzelne verküppelte Tannen, Fichten und Birken spärlich fortkommen; die Rennthierherde, des Lappländers Reichthum, kehrt von der Weide zurück, um gemolken zu werden und sich die Nacht hindurch um die Hütte des Besitzers zu lagern. Wenn die flüchtige Herde über den Schnee dahineilt, so vernimmt man ein lautes, weithin hörbares Geräusch, welches nicht sowohl von dem Auftreten der Thiere auf den Boden, sondern von dem Knistern in den Kniekehlen herrührt. Wenn ein Lappländer 150 Rennthiere besitzt, so gilt er für reich; manche besitzen aber auch 3 — 400 Stück. Die Rennthierherde verlangt auf der Weide immer die Gegenwart einiger Hüter; daher lösen sich Männer und Kinder, Frauen und Mädchen täglich zwei bis drei Mal in diesem Geschäfte ab, und Jeder zieht mit mehreren Hunden aus, welche ihm eigenthümlich zugehören und nur seinem Rufe folgen. Die treuen Hunde bewachen die Herde, halten sie zusammen, treiben sie von einem Orte zum andern und schützen sie vor dem gefährlichsten Feinde, dem Wolfe. Kommt nun am Abende der Lappe mit seinen treuen Hunden in die Hütte zurück, so theilt er dafür mit ihnen sein Rennthierfleisch und seine Suppe, was er selbst seinem Vater oder Bruder verweigern würde. So wie der Hund des Lappländers Tischgenosse ist, so theilt er auch sein Lager mit ihm, und Thiere und Menschen liegen friedlich in der Hütte neben einander. — Das Rennthier nützt dem Lappen theils als Zug- und Lastthier, theils durch sein Fleisch, theils durch seine Milch, aus welcher er im Sommer Butter und Käse bereitet; im Winter aber, wo sie bald gefriert, wird die Milch in einem wohlgereinigten Rennthiermagen aufbewahrt, dann, wenn sie gebraucht werden soll, mit einem Beile in kleine Stückchen gehackt und als ein Lektibissen genossen, wozu freilich die Zähne und der Magen eines Lappländers gehören, um sich nicht zu erkälten. Soll das Thier gemolken werden, so muß ein Gehülfe da seyn, theils um es festzuhalten, wenn

es widerspänstig ist, theils um ihm die quälenden Mücken abzuwehren. —

Die Kleidung ist bei allen Lappländern, bei Männern und Frauen, ziemlich gleich und dem Klima sehr angemessen; nur daß die Kleidung der Frauen etwas kunstvoller ist. Die Kopfbedeckung der Männer besteht gemeinlich in einer spitz zulaufenden, aus vier Theilen bestehenden Mütze von Tuch, deren Nähte mit anderfarbigen Tuchstreifen besetzt sind; verbrämt ist die Mütze mit feinem Pelzwerke und an der Spitze befindet sich eine aus buntfarbigen Tuchstückchen bestehende Quaste. Auf der Jagd oder bei rauhem Wetter tragen sie eine Kappe, welche Kopf und Nacken so bedeckt, daß nur eine Oeffnung für das Gesicht ist. Der Rock des Lappländers ist aus Schaaffellen verfertigt, wovon die Wolle einwärts gekehrt wird. Dieser Rock, welcher auch anstatt des Hemdes dient, hat einen hochaufliegenden Kragen, ist vorn bis auf die Brust offen, und wird entweder mit Tuch geziert, oder mit Otterfellen verbrämt und auf mancherlei Weise geschmückt. Ueber diesem Rocke tragen sie ein Oberkleid von grobem Tuche oder Rennthierfellen, eben so gefertigt, wie das Unterkleid; nur auf den Schultern ist eine farbige Tuchbesetzung angebracht, welche einem Epaulette gleicht. Taschen haben diese Kleider nicht; der Lappländer trägt sein Messer an dem Gürtel hängend und sein Feuerzeug in einem Säckchen, welches über die Brust hängt. Bei sehr heftiger Winterkälte tragen sie noch ein Kleid aus Rennthierfellen, und zwar so, daß das Pelzwerk nach außen gekehrt ist. Die Handschuhe sind von gegerbtem Leder oder von Rennthierfellen, wovon die Haare ebenfalls nach außen gekehrt sind. Um sich noch mehr zu schützen, füttert man Handschuhe und Schuhe mit Schirmmoos, welches im Sommer getrocknet und mit Kämmen wollartig gemacht wird. Statt der Strümpfe tragen Männer und Frauen eng anschließende Hosen, aus Leder oder grobem Tuche verfertigt; die Vorderseite dieser Beinkleider ist oft von gegerbtem Leder, die Hinterseite aber von rauhem Felle. Die Schuhe sind aus der Kopfhaut des Rennthiers gemacht, werden mit Stroh oder Moos ausgestopft und an den Füßen festgebunden. Die Kleidung der Frauen unterscheidet sich wenig von der der Männer, nur daß sie mit zierlicheren Nähereien geschmückt ist und daß die Mützen zum Theil eine etwas andere Form haben.

Die Hütte des Lappländers ist sehr einfach, klein und niedrig. Sie besteht aus vier ovalgekrümmten Stangen, die in der Erde befestigt sind, nach oben zu sich neigen, aber eine Oeffnung als Rauchfang lassen. Die Hütten sind mit Baumrinde bedeckt, über welche bei stürmischer Witterung oft noch ein Stück Segeltuch gespannt wird. Der ganze Raum hat höchstens 4 Schritte im Durchmesser. Der Eingang ist so niedrig, daß man sich bei dem Eintreten bücken muß; auch in der Hütte selbst kann man nicht aufrecht stehen. In der Mitte brennt auf einem niedrigen, steinernen Heerde das Feuer, über welchem der Kochtopf befestigt ist. Um dieses Feuer sitzen die Lappländer, welche eben von der Arbeit frei sind, in behaglicher Ruhe und sind hochvergnügt, wenn sie Tabak rauchen können. Diesen lieben sie so sehr, daß sie sich selbst dann zu helfen wissen, wenn der Vorrath zu Ende geht: dann setzen sie sich nämlich in die Runde, die Pfeife geht die Reihe herum, jeder thut einige Züge und bläst den Rauch den Uebrigen in's Gesicht, damit sie wenigstens am Geruche sich ergötzen können. — Abends geht der Lappländer nie eher zur Ruhe, wenn er nicht vorher

forfgältig das Feuer ausgelöschet hat; ist kein Rauch mehr in der Hütte, so klettert er auf das Dach und bedeckt die Oeffnung.

Ich hätte zwar meinen Lesern noch manches Interessante aus der Haushaltung der Lappländer zu erzählen, doch eile ich, sie mit dem Bekannten zu machen, was sie neben der Hütte an dem Baumaste hängen sehen. Dies ist nämlich — eine lappländische Wiege, in welcher ein kleiner Lappländer oder eine kleine Lappländerin behaglich ruht und so schon von der Geburt an an das rauhe Klima gewöhnt wird. Die Wiege besteht aus einem hinlänglich weiten und großen Baumstamme, welcher sehr reinlich, ausgehöhlt und mit Schnitzwerk versehen ist. Es sind mehrere Bänder daran angebracht, damit die Mutter Wiege und Kind auf der Reise oder bei dem Hüten der Herde tragen kann; theils auch, wie es unser Bild zeigt, um es in der Hütte oder an einen Baumast aufzuhängen und hin und her zu wiegen.

Galileo.

Nach einigen Schriftstellern ist der 21. Februar, übereinstimmender aber mit den besten Nachrichten, der 15. Februar der Geburtstag eines der größten Denker neuerer Zeit, des gefeierten Galileo Galilei. Er ward zu Pisa im Jahre 1564 geboren. Seine Familie, welche gegen die Mitte des 14. Jahrhunderts den Namen Bonajuti geführt, war alt und adelich, doch nicht weiter berühmt. Sein Vater, Vincenzo Galilei, scheint vorzügliches Talent und geistige Bildung gehabt zu haben: er gab mehrere Abhandlungen über die Musik heraus, welche beweisen, daß er sowohl in praktischer, als theoretischer Hinsicht dieser Kunst Meister war. Galilei war das älteste Kind seiner Familie; er hatte nämlich drei Söhne und drei Töchter. Schon die ersten Kinderjahre Galilei's, wie das ja auch bei Newton und manchen andern großen Mathematikern und Physikern der Fall war, beurkundeten sein glückliches Naturtalent in mannichfachen mechanischen Kunstarbeiten, die er fertigte. Daneben zeigte auch er eifrige Vorliebe und entschiedenes Talent für Musik und Malerei. Dessenungeachtet kam man dahin überein, daß er sich dem medicinischen Fache widmen solle, und in dieser Absicht bezog er im Jahre 1581 die Universität seiner Vaterstadt. Mit großem Eifer schien er sich für einige Zeit auf das Studium der Medicin zu legen. Wie sehr sein Geist in dieß neue Streben und seine natürlichen Anlagen zu mechanischen Beobachtungen und Erfindungen getheilt war, davon liefert uns die Geschichte seiner ersten wichtigen Entdeckung, des Isochronismus (oder gleichen Zeitmaßes) in den Schwingungen des Pendels, einen sprechenden Beweis. Galileo wurde zu dieser merkwürdigen und wichtigen Vermuthung zuerst dadurch gebracht, daß er die Bewegungen der schwebenden Lampe am Dache der Domkirche lange Zeit aufmerksam beobachtet hatte; alsbald fand er so zufällig, daß hierin ein vortreffliches Mittel liege, um das Verhältniß des Pulses genau zu bestimmen, und demzufolge fand er seine Vermuthung später durch einen Versuch bewährt. Dies war die erste und für eine lange Zeit die einzige Anwendung, welche er aus seiner Entdeckung lernte. Er verfertigte mehrere kleine Instrumente zur Berechnung des Pulses vermöge der Schwingungen des Pendels, welche gar bald unter dem Namen Pulsilogi in allgemeinen Gebrauch kamen, und es verfloßen kaum einige Jahre, so benutzte man sie allgemein zur Berechnung der Zeit. Begreif-

licher Weise fing Galileo nach dieser Entdeckung an, sich dem Studium der Mathematik zu widmen. Von diesem Augenblicke an schien er sein wahres Feld gefunden zu haben. Er wurde von der Wahrheit der Geometrie so sehr bezaubert, daß er seine medicinischen Bücher von jetzt an bei Seite legte. Sein Vater fühlte sich durch des Sohnes eifriges Streben in diesen neuen Studien erstaunlich gekränkt, so daß er ihm entscheidend jede fernere Nachsicht hierin verweigerte. Doch nach einiger Zeit, als der väterliche Befehl nicht mehr hinreichte, den mächtigen Trieb der Natur zu hemmen, gestattete er es ihm geradezu, und von nun an war es dem Galileo vergönnt, seinen eigenen Weg einzuschlagen. Nachdem er sich des Euklid bemeistert hatte, wagte er sich auch an die Lektüre der Hydrostatik vom Archimedes, und als er diese Schrift durchsah, gab er sein erstes mathematisches Werk heraus, einen Versuch über die hydrostatische Wage. Sein Ruf verbreitete sich bald auswärt und er wurde bei dem Guido Ubaldi, in jener Zeit dem berühmtesten Mathematiker Italiens, eingeführt. Dieser Mann, eingenommen von den außerordentlichen Kenntnissen und Talenten Galilei's, empfahl ihn zu einer annehmlichen Stelle an seinen Bruder, den Cardinal del Monte, und hier lernte er später den damaligen Großherzog Ferdinand kennen. Der Weg zum Ruhme war ihm nunmehr gebahnt. Im Jahre 1589 erhielt er den Ruf, mathematische Vorträge auf der Universität Pisa zu halten, und diese Stelle verwaltete er fast bis 1592, als er von der Republik Venedig auf sechs Jahre zum Professor der Mathematik ernannt wurde an ihrer Universität zu Padua. Von jetzt an, wo er zum ersten Male eine Besoldung erhielt, lebte Galileo ganz für die Wissenschaft, und obschon sein Jahresgehalt nicht beträchtlich war, in Folge dessen er sich genöthigt sah, einen großen Theil seiner Zeit auf Privatunterricht zu verwenden, so brachte er es durch seine rastlose Thätigkeit dennoch dahin, sich in seiner Bildung unendlich mehr zu vervollkommen, als es die meisten andern Menschen in einem Leben von ununterbrochener Muße im Stande sind. Der ganze Umfang der Naturwissenschaften, so groß er in jener Zeit war, nahm seine Aufmerksamkeit in Anspruch. Daneben beschäftigte er sich mit Lektüre, Beobachtungen und Versuchen, und auf die Verrfertigung zahlreicher Abhandlungen über seine Lieblingsgegenstände verwendete er Tage und Nächte, voll Mühe und Arbeit. Im Jahre 1595 wurde er von seiner Professur mit einem höhern Jahresgehälte entlassen, doch schon im Jahre 1606 zum dritten Male berufen mit einer bedeutenden Zulage. In jener Zeit waren seine Vorlesungen so beliebt, und er hatte eine so große Anzahl von Zuhörern, daß gar häufig der geräumigste Hörsaal auf der Universität, welcher gegen tausend Personen faßte, nicht groß genug war. Unter den Verdiensten, die er sich bis dahin um die Wissenschaft erworben, kann noch bemerkt werden seine Vorrückung an einem Instrumente zur Auffindung der Proportionallinien, Gunter's Scala ähnlich, ferner seine Wiederentdeckung des Thermometers, was schon einige alte Philosophen gekannt zu haben scheinen, seit langer Zeit aber ganz vergessen worden war. Doch das merkwürdigste Jahr auf Galileo's Laufbahn war 1609, wo sich seine Schranken in der Naturwissenschaft erweiterten. In genanntem Jahre nämlich machte er seine große Entdeckung des Teleskops; — er wurde darauf geführt durch Betrachtung der Wirkung, welche zur sammengesetzte Vergrößerungsgläser hervorbrachten, als man ihm bei einem Besuche zu Venedig von ei-

nem wunderbaren Instrumente berichtete, welches man eben aus Holland nach Italien geschickt hatte. Und in der That, es ist gewiß, daß in jenem Lande vorläufig ein Teleskop oder Fernrohr von roher Gestalt verfertigt worden ist; aber Galileo, der nie etwas von jener Vorrichtung gewußt hat, war ohne allen Zweifel der ächte und einzige Erfinder dieses Instrumentes in der Gestalt, in welcher es allein zum wissenschaftlichen Gebrauche angewendet werden kann. Die Theilnahme an dieser Entdeckung überstieg alle Begeisterung, welche man je einem Wunder in der Wissenschaft gezollt hat. Nachdem er sein Instrument mehrere Tage hintereinander erprobt hatte, legte er es dem Rathe von Venedig vor, welcher ihm sogleich auf Lebenszeit die Professur ertheilte und seinen Jahresgehalt, der gegenwärtig 1000 Gulden betrug, verdoppelte. Darauf fertigte er ein anderes Teleskop, womit er Beobachtungen am Himmelsgewölbe anstellte. Die vier Trabanten oder begleitenden Monde des Jupiters offenbarten sich gleich in der ersten Zeit dem menschlichen



mit Galileo's Erfindung bewaffneten Auge. Andere, vorher unsichtbare Sterne begegneten seinen Blicken an allen vier Himmelsgegenden, wohin er sich kehrte. Saturn ließ seinen einfachen umschließenden Ring sehen; der Mond entschleierte seine Seen und Gebirge; die Sonne selbst ließ dunkle Flecken gewahren mitten in ihrem Glanze. Alle diese Wunder machte er in seinem Werke bekannt, welches er *Nuncius siderens*, oder Kenntniß des Himmels, betitelte, ohnstreitig eine Zeitschrift, die wegen der außerordentlichen Nachrichten mit keiner andern vergleichbar ist, die je erschienen. Im Jahre 1610 sah er sich genöthigt, die Professur zu Padua niederzulegen, weil er ein Ruf vom Großherzoge zu Toskana erhielt, worin ihm dieser die Stelle und Einkünfte seines ersten Mathematikers und Physikers zu Pisa versicherte. Gleich in der ersten Zeit seines dortigen Aufenthaltes trat Galileo frei auf, und lehrte öffentlich nach dem Weltssysteme des Copernicus, von dessen Wahrheit er sich einige Jahre früher überzeugt hatte. Dieser Kühne Schritt zog dem großen Philosophen eine grausame und abscheuliche Verfolgung zu, die nur mit seinem Leben endete. Ein fürchterliches Geschrei erhob sich unter den unwissenden, bigotten Menschen seiner

Zeit, weil er jene Lehre festhielt, daß sich die Erde rund um die Sonne drehe, „und somit der Bibel widerspreche, die ein beständiges Stillstehen der Erde lehre.“ Die Tage sind nun vorüber, wo es nöthig wäre, solche alberne Begriffe förmlich zu widerlegen, welche sich auf ein völliges Mißverständnis vom Zwecke der Bibel gründen; sie hat gewiß zum Zwecke, die Menschen über Moral und Religion zu belehren, nicht aber über Mathematik und Astronomie, und jene Menschen, an welche sie zuerst gerichtet ward, würden jene Dinge auch nicht verstanden haben, wenn nicht ihre Sprache in Ansehung dieser und mancher andern Punkte für die damals allgemeyn herrschenden Meinungen gepaßt hätte. In Galileo's Zeitalter jedoch hatte man noch nicht gelernt, jene wahre, entgegengesetzte Ansicht gelten zu lassen. Im Jahre 1616 wurde indeß Galileo wegen der Feindseligkeiten, die er sich durch seine Lehre zugezogen, vom Papste begnadigt; doch erhielt er die Weisung, sich fernerhin aller Verbreitung der Copernicanischen Lehransicht zu enthalten. Einige Jahre ließ er diesen Punkt ruhen, aber 1632 machte der Philosoph sein berühmtes Gespräch über die beiden Weltssysteme, das Ptolomäische und Copernicanische, öffentlich bekannt, worin er frei und offen die Wahrheit von der Lehre des Letztern darthat. Seine Gegner, welche so lange Zeit fast gänzlich still geschwiegen hatten, wollten vor Wuth über ihn herfallen im schrecklichen Sturme. Das Buch wurde an die Inquisition abgeliefert, und der Verfasser geladen, vor diesem gefürchteten Gerichtsstuhle zu erscheinen. Am 14. Februar 1633 langte er in Rom an. Es ist hier nicht die Zeit, die Geschichte seines Processes weitläufig zu erzählen: es ist zweifelhaft, ob Galileo wirklich auf die Folter gebracht wurde, oder nicht; nur soviel ist gewiß, daß er am 21. Juni der Kezerei schuldig erklärt und zur Abschöpfung und Gefängnißstrafe verdammt wurde. Seine Verhaftung im Kerker des heiligen Amtes dauerte nur wenige Tage; und nach einigen Monaten war es ihm vergönnt, in seinen ländlichen Wohnsitz nach Arcetri, in der Nähe von Florenz, heimzukehren; doch mit dem Befehle, diesen Aufenthalt nie wieder zu verlassen, auch keine Besuche von seinen Freunden anzunehmen. Galileo überlebte solche eine Behandlung mehrere Jahre, widmete sich in rastlosem Streben den philosophischen Studien, und sandte von hier aus ein anderes wichtiges Werk unter die Presse, seine Gespräche über die Gesetze der Bewegung. Auch wurde die Strenge seiner Haft nach einiger Zeit gemildert, und obschon er Arcetri nie wieder verließ (ein einziges Mal ausgenommen, auf einige Monate), so war es ihm doch vergönnt, den Umgang seiner Freunde in seinem Hause zu genießen. Aber ein anderes Mißgeschick sollte jetzt über den betagten Mann hereinbrechen. Lange schon hatte er an seiner Gesundheit gekränkelt; jetzt kamen die Krankheitszufälle häufiger und wurden schmerzhafter, als je. Im Jahre 1639 wurde er völlig blind. Schon einige Jahre früher war das Band, was ihn noch an's Leben kettete, durch den Tod seiner geliebten Tochter zerrissen, und so endete, niedergedrückt von des Kammers Last, der betagte Greis am 8. Januar 1642, in einem Alter von 78 Jahren, sein bürdevolles Leben.

Was Galileo durch die Erfindung der Teleskope begonnen, hat in neuerer Zeit W. Herschel (ein Hanoveraner, gestorben 1822) auf eine für die Wissenschaft höchst fördernde Weise fortgesetzt, wovon wir nächstens berichten werden.

Der Kampferbaum.
(*Laurus Camphora*.)



Der Baum, von welchem der Kampfer kommt, ist eine Gattung des Lorbeerbaums und wächst in China, auf Japan und in verschiedenen Theilen Ostindiens. Die Blätter stehen auf einem schlanken Stiele und haben einen vollkommen wellenförmigen Rand, der spitzig ausläuft. Ihre obere Fläche ist von einem lebhaften, glänzenden Grün; der untere Theil ist von einem gelben Grün und von einem seidenartigen Ansehen und endigt sich oft in kleinen Wurzeln und Auswüchsen — ein Umstand, welcher dieser Art von Lorbeer eigen ist. Die Stiele der Blätter zeigen sich nicht eher, als bis der Baum ein beträchtliches Alter und eine große Höhe erreicht hat. Die Blütenstiele sind schlank, treiben oben mehrere Zweige aus, theilen sich in sehr kurze Stengel, wovon jeder eine einzelne Blüthe trägt; diese ist weiß und auf sie folgt eine glänzend purpurrothe Beere von der Größe einer Bohne. Sie enthält einen kleinen Kern in einer weichen, fleischigen Substanz und hat den Geruch von Würznelken und Kampfer. Die Rinde des Baumstammes ist auswendig etwas rauh, aber auf der innern Oberfläche ist sie weich und schleimig; daher läßt sie sich leicht vom Holze trennen, welches trocken und von einer weißen Farbe ist. Einige Reisende behaupten, alte Bäume enthielten den Kampfer in solcher Menge, daß, wenn man den Stamm spalte, man ihn in Gestalt von großen rindenden Tropfen finde und zwar so rein, daß man ihn gar nicht zu reinigen brauche. Jedoch bereitet man ihn gewöhnlich aus den Wurzeln, wovon man Stücke in ein eisernes Gefäß mit einem Deckel oder einem großen Helme darüber, den man inwendig mit Seilen von Reisstroh anfüllt; die Fugen werden dann verschmiert und die Destillation beginnt. Bei der Anwendung von Hitze steigt der Kampfer in die Höhe und hängt sich an das Stroh im Helme. Die Holländer reinigen die auf diese Art gewonnene Substanz dadurch, daß sie eine Unze ungelöschten Kalk in jedes Pfund Kampfer mischen und ihn in großen, gläsernen Gefäßen einer zweiten Sublimation (Hinausläuterung) unterwerfen.

Der Kampfer ist als eine weiße, zerreibliche Substanz sehr bekannt, hat einen besondern aromatischen Geruch und einen starken Geschmack. Er schmilzt bei einer Temperatur von 288° und kocht bei 400° Fahrenheit. Seine spezifische Schwere ist geringer, als die des Wassers. Er läßt sich sehr leicht entzünden, brennt mit einer weißen Flamme und Rauch und läßt keinen Bodensatz zurück. Alkohol, Aether und Del lösen ihn auf.

Es giebt zwei Arten von Kampfer; die eine nennt man die natürliche, die andere die künstliche. Die letztere wird aus den zerhackten Wurzeln, Zweigen und andern Theilen des Baumes erhalten; diese kocht man mit Wasser in einem einer Blase ähnlichen eisernen Topfe, über welchen ein zugespitzter irdener, mit Stroh und Vinsen angefüllter Helm gedeckt wird. Das weitere Verfahren ist oben angegeben, und dieß giebt den rohen Kampfer, wie er aus Japan, China und Ostindien in Menge nach Europa kommt. Hier wird er raffinirt, welches vorzüglich die Holländer thun, die bisher den stärksten Handel mit dieser Waare trieben.

Eine Menge Pflanzen enthalten, außer dem eigentlichen Kampferbaume, Kampfer, der z. B. im gemeinen Thymian, im Rosmarine, in der Salbei, im Galgant und in andern Gewächsen vorhanden ist. Der Kampfer ist ein vortreffliches Arzneimittel und wird sowohl innerlich, als äußerlich gebraucht, indem er stark auf den thierischen Körper wirkt.

Der natürliche Kampfer kommt von einem andern Baume, der aber auch zu dem Lorbeergeschlechte gehört. Man nennt ihn den Kampferbaum von Sumatra (*Laurus sumatralis*), der eirunde, vorne zugespitzte Blätter und große tulpenförmige Blüten hat, und an 100 Fuß hoch und sehr stark wird. Aus dem Stamme dieses Baumes tritt der Kampfer durch die rissige Rinde und setzt sich daselbst in dünnen Blättchen und Klümpchen an. Man hauet, sobald man dieß wahrnimmt, den Stamm ab und sammelt den hervorquollenen Kampfer. Die beste Sorte besteht in größern, die schlechtere in kleinern Klümpchen. Eine noch geringere erhält man durch das Abschaben der Rinde. Diesen natürlichen Kampfer schätzt man weit höher, als den sublimirten; besonders suchen ihn die Japanesen, in deren Lande der Baum nicht wächst. Sie geben für 1 Pfd. dieses natürlichen Kampfers 100 Pfd. von dem andern voraus, daß er nicht sobald verfliegt.

Der alte Tilly, Schiller und der Leipziger
Todtengräber.

Am 7. September vor 202 Jahren wurde die Schlacht bei Breitenfeld geliefert. Am Morgen zog der alte Tilly mit einem großen Theile seines Heeres, das am Tage vorher Leipzig besetzt hatte, und an diesem Vormittage auch noch die Pleißenburg durch Kapitulation einnahm, zum Gerberthore hinaus, um sich zwischen Breitenfeld und Seehausen, wohin die im Lager bei Möckern und Eutritzsch stehenden Truppen schon aufgebrochen waren, den über Podelwitz heranziehenden Schweden und Sachsen entgegenzustellen. Sein Hauptquartier nahm er in der Vorstadt im Hause des Todtengräbers, und darüber ist nun gar mancherlei gefabelt worden. Namentlich hat Schiller in seiner „Geschichte des 30jährigen Krieges“

Th. I. S. 392 dieß Haus als „das Einzige bezeichnet,“ welches in der Halle'schen Vorstadt stehen geblieben war. Hier unterzeichnete er die Kapitulation, und hier wurde auch der Angriff des Königs von Schweden entworfen. „Beim Anblicke der abgemalten Schädel und Gebeine, mit denen der Besitzer sein Haus geschmückt hatte, entfärbte sich Tilly. Leipzig erfuhr eine über alle Erwartung gnädige Behandlung.“ Einem Manne, wie Schiller, spricht gern Jeder nach, und so findet sich dieselbe Angabe auch in fast allen spätern Nachrichten; selbst Chodowicki hat diese Scene sauber in Kupfer gestochen. Und doch ist fast jedes Wort eine Unwahrheit. Es hat nie einen Todtengräber in der Halle'schen Vorstadt zu Leipzig gegeben, weil der Kirchhof stets vor dem Grimma'schen Thore lag, und der Todtengräber gewiß auf diesem oder in dessen Nähe wohnte. Er hat namentlich damals am „Gottesacker Kirchlein“ gewohnt. Dieß ergibt sich theils aus Vogel's Annalen S. 449, wo seine Wohnung als „dem Gottesacker gegenüber“ bezeichnet wird, theils aus einer Schrift, welche der Leipziger Todtengräber im folgenden Jahre über „des Herrn General Tilly Einkehrung in seinem Hause vor Leipzig geschehen, 32 S. in 4.“ selbst herausgab. Daß Tilly über die darin angeblich abgemalten Schädel und Todtenknochen „sich entfärbt habe,“ wird zwar auch von gleichzeitigen Schriftstellern mit einigen unwesentlichen Veränderungen erzählt, und in dem Betrachter hätte Schiller wenigstens Grund zu seiner Nachricht gehabt; allein es ist ebenfalls sehr zu zweifeln, daß ein wahres Wort daran sey; am wenigsten ist Schiller's Bemerkung richtig, daß Leipzig deshalb „eine gnädige Behandlung erfuhr.“ Diese beruhte auf ganz andern Ursachen. Es lag dem alten Generale daran, so eine wichtige Stadt in dem Augenblicke in seine Hände zu bekommen, wo er eben entweder eine Schlacht liefern oder eine Defensivstellung gegen den anrückenden Feind nehmen mußte. Zur letztern paßte Leipzig, als starke Festung, wenn er sich dahinter aufstellte. Daß sich aber Tilly und Pappenheim — denn auch von letzterm wird dasselbe gesagt — vor den „Schädeln und Gebeinen entsetzt habe,“ wird darum sehr zweifelhaft, weil im damaligen Todtengräberhäuschen diese wahrlich nicht gemalt seyn konnten, großes Grauen einzulößen; weil der damalige Todtengräber in seinem angeführten Berichte nicht ein Wortchen davon sagt, daß sein Häuschen so geschmückt gewesen sey; weil er von dem „Entfärben“ Tilly's auch nicht ein Wort sagt, sondern im Gegentheile „von dem großen Trosten und Ruhen,“ von dem „heftigen Drängen und Zwingen,“ dem „unerhörten Schnauben und Drauwen“ spricht, welches „die halbtodte Bürgerschaft“ in Tilly's Quartiere zu erfahren hatte. Vermuthlich ist es dem Tilly und seinen Generalen allen erst nach der verlorenen Schlacht eingefallen, wo sie das Hauptquartier gehabt hatten, und welche ein unglückliches Omen darin gelegen habe. War die Schlacht von Breitenfeld gewonnen worden, so hätte kein Mensch daran gedacht. Wenn gleich in jenen Tagen so Etwas geahnt worden wäre, hätte unser ehrlicher Todtengräber doch wohl Etwas davon gehört gehabt und es mitgetheilt. Er sagt aber ausdrücklich, daß die „Leipziger nicht ohne Entsezung“ gemeint hätten, „es würde dieß gar eine böse Anzeigung der guten Stadt seyn, daß in ihres Todtengräbers Hause die Traktaten über ihr Leib, Leben und Gut angestellt würden.“ Wie mag denn nun aber Schiller auf den

Einfall gekommen seyn, den Todtengräber in die Halle'sche Vorstadt zu versetzen? Vielleicht hat er sich verschrieben, Halle'sche statt Grimma'sche; vielleicht wurde er irre geführt, weil Tilly am 2. September von Halle nach Leipzig aufbrach, und er, mit Leipzigs Lokalitäten unbekannt, diese Vorstadt, als die bei dem Einmarsche am nächsten gelegene auch für die hielt, wo Tilly gleich das Hauptquartier nahm.

W o l k e n b r ü c h e .

Die Mitte des Sommers, wo die größte Hitze herrscht, ist gewöhnlich die Jahreszeit, wo man Wolkenbrüche fürchtet. Die Wolken gehen dabei sehr tief, sehen sehr schwarz und sind dick, und alle Welt freut sich, wenn ein heftiger Wind entsteht, sie hebt und einen Wolkenbruch verhütet. Was ist nun ein Wolkenbruch? Die ganze Atmosphäre ist überall mit Feuchtigkeit mehr oder weniger angefüllt, und diese zerfallen sich oft sehr schnell und fallen als Regen zugleich mit dem Regen aus einer Wolke darüber herab. Die Bildung des Regens beschränkt sich dabei nicht bloß auf diese Wolke, sondern fällt die ganze Luftmasse zwischen derselben und dem Erdboden aus; der Wasserdampf wird also in den untern Luftschichten auf die nämliche Art, wie in der Wolke, zerlegt und niedergeschlagen. Mit dem Regen aus der Wolke verbindet sich daher noch der Regen hier unten; die Masse von Wasser, die herabströmt, ist viel größer, als gewöhnlich, und es sieht aus, als ob eine Regenwolke unmittelbar auf der Erde ruhe. Dieß nennt man einen Wolkenbruch, der also kein Riß in der Wolke ist, wie man sich gewöhnlich vorstellt, sondern in der Luft zwischen der Wolke und der Erde hat sich der Wasserdampf zerlegt und fällt in Regen in Strömen herab. Diese Zerlegung erfolgt sehr schnell und Wolkenbrüche erstrecken sich bloß auf den Ort des Luftkreises, wo diese geschieht, und nehmen nur einen kleinen Raum ein.

Was ist nun die Ursache von Wolkenbrüchen? Ihre Entstehung rührt von örtlichen Ursachen her, und da sie gewöhnlich von Donnerwettern begleitet werden, so scheint die Elektrizität Antheil daran zu haben, welche auch bei dem gewöhnlichen Regen mehr oder weniger wirksam ist. Sie sind ein Beweis, was für eine große Wassermenge selbst in einem kleinen Raume des Luftkreises vorhanden ist. Sie richten große Verheerungen an; die Wassermasse reißt Alles mit sich fort und zerstört Alles. Wo ein Wolkenbruch niedergegangen ist, da stühet das Wasser in ungeheuern Strömen fort, zerreißt die Felder, stürzt Mauern und Häuser um, wälzt große Steinmassen mit fort und überschwemmt große Landstrecken.

Zum Glück sind Wolkenbrüche selten und dauern nur kurze Zeit; denn da das Wasser bei ihnen nicht in Tropfen, sondern gleichsam stromweise oder in zusammenhängenden Massen herabstürzt, so würde der Schade, den sie anrichten, wenn sie öfters vorkämen, eine große Landplage seyn.

Das Recht der Blutrache im 15. Jahrhunderte.

Bermöge dieses Rechts durfte nach einer verübten Mordthat keine Obrigkeit unmittelbar zur Bestrafung des Thäters einschreiten, sondern sie mußte es den nächsten Verwandten des Ermordeten überlassen, ob und wie sie den Mörder umbringen wollten oder

könnten. Wenn die Obrigkeiten vermittelten, so bestand die Genugthuung gewöhnlich in Kirchenbuße, Almosen, Opfern für den Erschlagenen, Errichtung eines steinernen Kreuzes, Verpflichtung, den Verwandten auszuweichen, und Schadenersatz. So wurden noch 1535 die Mörder Anton's, Altherrn zu Goldach in der Schweiz, angewiesen, nach altem christlichen Brauche Buße zu thun, d. i. in der Kirche vor dem Umgange nackend, nur in schwarzer oder weißer Weinbekleidung, die Lenden mit einem weißen Tuche umgürtet, einherzugehen, in der einen Hand ein bloßes Schwert, in der andern eine große brennende Wachskerze haltend, auf dem Grabe des Entlebten niederzuknien u. s. w. — Das Recht der Blutrache gilt jetzt nur noch in einigen fernen Gegenden der Erde unter den rohesten Völkern.

Lehren für's Haus.

Wer Menschen kennen lernen will, der muß sie nach ihren Wünschen beurtheilen.

Der Wein ist die Waage des Menschen; lege deinen Freund darauf und prüfe, wie viellöthig er ist.

Von dem menschlichen Geschlechte schlecht denken, heißt auf dem Wege seyn, ein schlechter Mensch zu werden.

W o c h e.

Am 14. September 1414 starb Albrecht IV., Herzog von Oesterreich, der Fromme genannt, weil er eine Wallfahrt nach Palästina zum heiligen Grabe machte, während welcher sein Bruder Wilhelm für ihn regierte. Nach seiner Heimkehr ward er nicht nur mit seinen Oheimen, dem Könige Sigismund von Ungarn und dem Könige Wenzel von Böhmen, ausgesöhnt, sondern auch wegen seines Betragens von Beiden so lieb gewonnen, daß sie ihn für ihren Thronfolger erklärten, wenn sie ohne männliche Nachkommen sterben sollten. Als er dem Ersteren gegen empörrische Lehnssträger beistand, ward er durch Einen derselben, den er in Znaim belagerte, vergiftet. Albrecht war, erst 27 Jahre alt, mit Johanna von Holland vermählt, die ihm einen Sohn schenkte.

Am 15. September 1776 starb in seiner Vaterstadt Zürich, wo er am 1. März 1701 geboren, der edle Freund Bodmer's, Johann Jakob Breitinger, im hohen Alter als Kanonikus und Professor der hebräischen und griechischen Sprache. Die deutsche Literatur zählt ihn unter die einsichtsvollen und muthigen Reformatoren, denen wir das helle Tageslicht zu danken haben, das uns jetzt erfreuet. Er war es, der sich, in Gemeinschaft mit Bodmer, dem geschmacklosen Treiben Gottscheds am ersten und kräftigsten widersetzte.

Am 16. September 1744 bemächtigten sich Preußen, die zeither unter König Friedrich II. Prag belagert und beschossen hatten, Praags Hauptstadt, deren starke Besatzung unter dem Befehle des Freiherrn von Harach sich zu Kriegsgefangenen geben mußte. Im Ganzen ward die Stadt geschont und nur die Häuser der geflüchteten Einwohner geplündert.

Am 17. September 1714 ist Gottlieb Wilhelm Rabener, der klassische Satyriker der Deutschen, auf dem Rittergute Wachau bei Leipzig geboren und daselbst bis in sein vierzehntes Jahr erzogen worden, von wo er die Fürstenschule zu Meißen und endlich die Univer-

sität Leipzig besuchte, um die Rechte zu studiren. Er widmete sich hierauf dem schwierigen Fache des Steuerwesens, ward 1741 sächsischer Steuerrevisor, und endlich nach mehrmaligen Beförderungen 1753 Steuer-rath. Durch seinen Tod, am 22. März 1771, verlor Deutschland einen ausgezeichneten Schriftsteller, Sachsen einen seiner arbeitsamsten Patrioten. Sein sprudelnder Witz, seine treffende Satyre, wird nie persönlich und trägt immer den Stempel der Gutmüthigkeit. Er trifft besonders die Fehler und Lächerlichkeiten der süßlichen Dummköpfe, asterwizigen und pedantischen Gelehrten, stolzen und einfältigen Dorfjunker, Marktschreier u. s. w. Von seinen Schriften nennen wir nur als besonders erwähnungswerth: „Das Testament“, „das deutsche Wörterbuch“, „die Chronik“, „die Sprichwörter des Sancho Pansa, und seine ganz vorzügliche „Brieffammlung.“ Er war ein treuer Freund, ein angenehmer Gesellschafter, ein gewissenhafter Beamter und ein wahrer Christ.

Am 18. September 1544 schloß der deutsche Kaiser Karl V. zu Crespy, der ehemaligen Hauptstadt des Herzogthums Valois, jetzt im Dese-Departement von Frankreich, mit diesem Staate Frieden, in welchem beide kämpfende Mächte einander zurückgaben, was sie seit dem Vertrage zu Nizza entrisen hatten, übrigens aber gegenseitig versprachen, Alles zu thun, um die Religionsstreitigkeiten in Deutschland beizulegen und die übermüthigen Türken in ihre Schranken, die sie überschritten, zurückzuweisen.

Am 19. September 1815 wurde auf der Hannöverschen Universität zu Göttingen das Doktorjubiläum des durch seine Forschungen und Entdeckungen hochberühmten Johann Friedrich Blumenbach feierlich begangen. Ihm zu Ehren wurde an diesem Tage für unbemittelte Studirende dieser Universität das Stipendium Blumenbachianum gestiftet, und eine Pflanze aus Chili „Blumenbachia insignis“ genannt.

Am 20. September 1794 siegten die Verbündeten, unter den Befehlen des kriegskundigen Erbprinzen von Hohenlohe-Ingelfingen, über die französische Armee in der Schlacht bei Kaiserslautern, und öffneten auf diese Weise die Bahn zur Wiedereroberung der Stadt Trier. Der Verlust, den die Franzosen an diesem Tage erlitten, beläuft sich auf 5000 Mann, worunter 3000 Gemeine und 100 Offiziere zu Gefangenen gemacht wurden. Zum Ruhme dieses Tages trugen besonders bei: Benjowski, Blücher, Wolfvradt, Recklitzchen u. a.

Der Delbaum (Olivenbaum).

Es giebt mehrere Arten von Delbäumen; allein obgleich die Früchte verschiedener Bäume eine beträchtliche Menge von Del enthalten, so kommen doch hierin keine den Oliven gleich, deren Baum man mit Recht vorzugsweise den Delbaum nennt. Man trifft diesen in Europa, Afrika, Asien und Amerika an; hier wohnen wir bloß den gemeinen Delbaum (*Olea europaea*) erwähnen, der schon im hohen Alterthume angebauet ward und im Norwegenlande, in Afrika, besonders im nördlichen und im südlichen Europa wild wächst. Vorzüglich beschäftigt man sich mit dem Anbaue desselben in Griechenland, z. B. in Morea, in Italien, im südlichen Frankreich, in Spanien und Portugal, wo eine Menge Menschen ihr Brod damit verdienen. Bei uns dauert er im Freien kaum aus.

Wild und sich selbst überlassen bildet der Delbaum in den oben angeführten Ländern einen baumartigen

Strauch, dessen Stamm etwa 8 Fuß hoch ist und so dick wird, wie ein Mannschenkel; durch die Kultur aber wird er ein ordentlicher Baum. Die aschgraue Rinde ist am Stamme sehr knotig, an den Zweigen aber glatt; das dichte, feste, bisweilen gemaserte, gelbe und braunröthliche Holz hat einen bitterlichen Geschmack.



Der Delbaum (Olivenbaum).

Die lanzetförmigen, immer grünen, harten, dicken, oben dunkel und unten weißgrünlichen Blätter sitzen auf sehr kurzen und dicken Stielen. Aus ihren Winkeln treiben die Blüthenstiele hervor, welche sich in verschiedene Zweige theilen und weißgelbliche Blüthen tragen. Die Frucht ist Anfangs grün und von Gestalt oval; wenn sie aber reif ist, so ist sie schwärzlich und von verschiedener Größe. Es giebt viele Spielarten des gemeinen Delbaumes, welche nicht nur in der Gestalt und in der Größe der Blätter, sondern auch der Früchte sehr von einander abweichen. Der Anblick des Delbaumes hat, abgerechnet die Erinnerungen, die er erweckt, etwas Mildes und Anmuthiges, und wo er in Menge wächst, da erhält die Landschaft eine große Schönheit. Die schöne Ebene von Athen, nordwestwärts von dem Hymettus, erschien sonst ganz mit Olbäumen bedeckt; allein leider! hat der Krieg jetzt eine große Verheerung darunter angerichtet.

Die Frucht des Delbaums heißt Olive; einige Arten derselben sind nicht größer, als die Frucht des Kornelkirschaumes; andere hingegen erlangen die Größe eines Taubeneyes. Außerlich haben die Oliven ein schwarzgrünes, bisweilen auch weißliches oder rothbraunes Fleisch, in welchem der harte Stein oder die Nuß mit dem Saamenkerne eingeschlossen ist. Die kultivirten Bäume und jene auf fettem Boden haben jederzeit größere Früchte. Roh hat das Fleisch der Frucht einen unangenehmen, bitteren Geschmack und ist ungenießbar. Die Zeit, wo man die Oliven zum Auspressen abnimmt, ist, wenn sie fast reif sind. Verschiebt man das Abnehmen oder Abschlagen zu lange, so hindert man die nächste Ernte und der Baum trägt dann nur ein Jahr um's andere. Zu Aix in Frankreich, wo die Olivenernte früh im November Statt findet, ist sie jährlich; in Languedoc, Spanien und Italien, wo sie bis zum December, ja bis in den Januar verschoben wird, ist sie zweijährig. Auch hängt die Güte des

Del's von dem Abnehmen der Frucht in der ersten Stufe ihrer Reife ab. Sie sollte sorgfältig mit der Hand abgepflückt und die Ernte sollte wo möglich an einem Tage vollbracht werden.

Der Hauptnutzen der Oliven besteht vorzüglich in dem vortreflichen Oele, welches unter dem Namen Baumöl oder Olivenöl bekannt ist. Die Olive zerreibt man zuerst auf einer hierzu bestimmten Mühle und bringt dieselbe dann in die Presse. Das erste Mal drückt man nur gelinde zu und sammelt das durch diese erste Presse erhaltene Oel in besondern Gefäßen. Dieß Oel ist das kostbarste, weiß von Farbe, ungemein mild und süß von Geschmack und träufelt blos aus dem Fleische. Man nennt es Jungfernoöl. Etwas geringer ist die Art, welche durch eine zweite, ein wenig stärkere Pressung erhalten wird, wobei schon der Kern und seine Schale Oel fahren läßt, welches nicht so gut ist, als das aus dem Fleische. Wenn endlich nach starkem Pressen kein Oel mehr fließt, so gießt man siedendes Wasser auf den Brei, rührt ihn um und preßt von Neuem. Hierdurch erhält man Wasser mit Oel vermischt. Das Letztere sondert sich in Kurzem ab und wird abgeschöpft. Diese letztere Sorte ist die geringste und wird theils zum Brennen, theils in Manufakturen gebraucht. Früchte von Bäumen, die auf einem dürrer, steinigten Boden wachsen, liefern das beste Oel; das von Bäumen auf fettem, besonders aber nassem Boden ist zähe und verdirbt leicht.



Die Olive.

Die Fortpflanzung des Delbaums geschieht gewöhnlich nicht durch den Saamen, weil dieß zu langwierig ist, sondern durch Ableger und durch's Pfropfen. Die Delbaumzucht, sorgfältig betrieben, ist sehr einträglich; doch ist der Ertrag, wie beim Obste, nicht alle Jahre gleich. Ein gepreßter oder inokulirter Delbaum trägt gewöhnlich erst nach 8 bis 10 Jahren reichlich.

Der Delbaum wird sehr alt und liefert dann ein sehr feines Harz, welches zu Parfüms benutzt wird. Der Dr. Clarke erwähnt in seiner Reise nach Griechenland eines Delbaums, welcher so alt seyn soll, als die Erbauung der Citadelle von Athen.

In alten Zeiten stand der Delbaum in großer Verehrung: man opferte Oel den Göttern und die olympischen Sieger wurden mit Kränzen vom Delbaume bekränzt. In Morea schlägt der Delbaum schon im Februar aus, und im März und April blühet er. Die Ernte fängt in den ersten Tagen des Septembers, ja manchmal in der Mitte des Augusts an und dauert bis zu Ende des Novembers.

Verlag von Bossange Vater in Leipzig,
unter Verantwortlichkeit der Verlagsbandlung.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.